

# PERSONALIEN

**Jonny Weißmüller**, ehemals Weltmeister im Brustschwimmen und seit Jahren „Tarzan“ von Hollywood, wird seine Leidenschaft für gutes Essen einschränken müssen: Er ist in den letzten Monaten so dick geworden, daß ihm selbst das amerikanische Publikum das Bäumeklettern nicht mehr glaubt. Seine Filmgesellschaft setzte jetzt eine Konventionalstrafe von 5000 Dollar fest für jedes Pfund, das Jonny über 95 kg wiegt.

**Margaret Chase Smith**, USA-Senatorin, hat eine Weltkonferenz der Frauen vorgeschlagen. In einem Rundfunkinterview erklärte sie, es könne vielleicht etwas dabei herauskommen, wenn ein Halbdutzend bedeutender Frauen aus USA, England, Frankreich und der Sowjetunion sich um die Probleme des Friedens mühten. „Die Männer haben ihre Chance gehabt“, sagte die Senatorin.

**Auguste Piccard** will wieder unter Wasser gehen, diesmal im Mittelmeer. Sein Mitarbeiter, Professor Cosyns, berichtete, daß Ende Mai über eine Beteiligung der französischen Marine verhandelt werden solle. Die neue Tief-Tauch-Expedition werde allerdings nicht mehr in diesem Jahr auslaufen.



**Kurt Goetz** und **Valerie von Martens** präsentieren in Hamburgs Thalia-Theater einen neuen „Dr. med. Hiob Prätorius“. Nach der zum „Haus in Montevideo“ verwandelten „Toten Tante“ hat Goetz nun auch seine medizinisch - kriminalistische Komödie umgeschrieben und „nach alten, aber guten Motiven neu erzählt“. Das jahrzehntelang international kassenfüllende Stück bekam einen leicht zeitgemäßen Anstrich. Frau Valerie, in der erweiterten und psychologisch vertieften weiblichen Hauptrolle, mußte von Sächsisch auf Russisch umlernen.

**Thomas Mann** hat nach Frankfurt telegraphiert, er nehme die Einladung zur Goethefeier an und werde am 28. August in Frankfurt sein. „Gutunterrichtete“ wollen wissen, daß Thomas Mann den Frankfurter Goethe-Preis 1949 bekommen wird.

**Hermann Horwitz**, Landwirtschaftsstudent an der Universität Rostock, wurde als erster Student der Sowjetzone mit dem „Aktivistenabzeichen“ ausgezeichnet.

**Gloria Swanson**, berühmt aus der Stummfilmzeit, wurde von Hollywoods „Klatschbase“ Hedda Hopper in einer Fehlmeldung mit einem Multimillionär verheiratet. „Liebste Hedda“, schrieb Gloria, „ich wäre so glücklich, wenn das Gerücht wahr wäre. Ich wäre so froh, wenn Du mir den Namen dieses Multimillionärs nennen könntest, denn ich möchte gern seine Bekanntschaft machen.“

**Robert Tilden**, siebenfacher USA-Tennismeister, vierfacher Wimbledon Sieger und elffacher Davispokal-Spieler, schreibt in einem amerikanischen Gefängnis seine Memoiren. Der 56jährige wurde kürzlich zum zweitenmal wegen eines homosexuellen Vergehens eingesperrt. Das Buch ist schon vielfach vorbestellt worden.

**Willi Kauer**, ein Wiener Bildhauer, soll wegen Betruges vor Gericht. Er hatte sich geweigert, eine von ihm selbst Mozart zugesprochene Totenmaske durch Sachverständige untersuchen zu lassen. Ehe der Prozeß beginnt, soll die mittlerweile beschlagnahmte Maske auf ihre Echtheit geprüft werden.

**Victor Krawtschenko** möchte, daß der englische Filmschauspieler James Mason seine Rolle in „Ich wähle die Freiheit“ übernimmt. Das prozeßerregende Buch soll verfilmt werden. Der Film wird Krawtschenkos ganzes Leben einschließlich des Prozesses schildern.

**Hein ten Hoff**, der deutsche Schwergewichtsboxmeister, war nach dem Düsseldorfer Meisterschaftskampf gegen Heinz Seelisch (Kiel) mit den 20 000 Zuschauern einer Meinung: „Ich bin mit mir selbst unzufrieden“. Er hatte nichts von dem gezeigt, was er in Amerika gelernt haben will. Seelisch, der von seinen dreizehn Profikämpfen erst einen verlor, hielt sich gegen ten Hoff unentschieden.

# MUSIK

## Zwölfton-Oper für Schauspieler

Mit viel Hintersinn

Es konferiert Wolfgang Fortner“ stand auf der Ankündigung eines Studiokonzertes der Heidelberger Gesellschaft für Neue Musik. In Kleinschrift, wie es bei Neutönern die Schreibung ist. Trotzdem wird der Name Wolfgang Fortner in Heidelberg und nicht nur dort groß geschrieben.

Der 42jährige, Leipziger von Geburt, Heidelberger aus Neigung, ist zusammen mit Egk und Orff der führende Kopf unter den lebenden deutschen Komponisten. Sagen die Experten.

„Ein rechter ‚Komponistenmacher‘“, sagen seine Schüler. „Ein Mann von Geist und ein geschickter Manager dazu“, sagen die Heidelberger Freunde Neuer Musik. In ihren Studiokonzerten versteht er, haarigste Proben allerneuester Musik als charmanter Conférencier einladend zu servieren.

Einer, der das Neue nur um des Neuen willen hochpreist, dachte der Musikkritiker der „Rhein-Neckar-Zeitung“, Edwin Kuntz, und er schrieb dies, etwas zweckdienlicher formuliert, auch in seine Spalten. Daraufhin forderte Wolfgang Fortner ihn zu einem Rededuell in die Schranken.

Das Viergespräch zwischen den Kontrahenten, dem jungen Fortnerschüler Hans Werner Henze und einem Doktoranden der Göttinger Georgia Augusta verhakete sich indessen in den Ranken der tausendundeins Fragen der Zwölftonmusik.\*)

Der herausgeforderte Rezensent meinte schließlich: Musik müsse Musik bleiben, und das hieße: vielen verständlich sein. Da gab es Beifall auf offener Szene.

Fortner parierte sofort: Verstand sei stets bei wenigen nur gewesen, und man dürfe darum der musikalischen Meinung der vielen ernstlich mißtrauen. Da klatschten die vielen im Saal auch wieder.

Die Komponisten Fortner und Henze behielten ohnehin mit uraufzuführenden Werken das letzte Wort. Fortner hat Gedichte von Bert Brecht vertont, zwei „Exerzitionen“ aus der „Hauspostille“. Fortner hat nach Brecht bereits die Kantate „An die Nachgeborenen“ geschrieben.

Er fühlt sich dem Dichter wahlverwandt. „Seine Sprache setzt sich bei mir sofort in Musik um. Wenn Brecht von den ‚Ueberlebenden‘ schreibt oder ‚Vom Klettern in Bäumen‘ oder ‚Vom Schwimmen in Seen und Flüssen‘ — das bin ich selbst auch“, sagt Wolfgang Fortner.

Man glaubt es dem Komponisten: er ist dauernd drauf und dran, temperamentvoll zu explodieren, kaum jemals anders als mit offenem Hemdkragen und meist barhäuptig, höchstens mit einer verwitterten Baskennütze zu sehen.

Sein täglicher Umgang sind junge Menschen, drunten im Kirchenmusikalischen Institut oder droben in der Villa Kohlhof, wo er hoch über den Dächern der Neckarstadt unterrichtet.

23 Jahre jung ist Hans Werner Henze, sein bester Schüler. Er hatte jetzt in Heidel-

\*) Der Begriff Zwölftonmusik ist vor allem mit dem Namen Arnold Schönberg verknüpft. Der aus Wien stammende, nach Amerika emigrierte Kompositionslehrer lehrt heute in Boston. Nach seiner vielumstrittenen Theorie werden bei der Komposition alle zwölf Halböne der Tonleiter völlig gleichberechtigt nebeneinander verwendet; ein tonaler Schwerpunkt fällt nicht ins Ohr. Als eine Art „thematisches Material“ wird der jeweiligen Komposition eine beliebig gebildete Reihe aus allen zwölf Tönen zugrunde gelegt, die in abgewandelter Gestalt das ganze Stück hindurch wiederkehrt.



Konzessionslos wie immer: H. W. Henze  
Rechts unten: Marcel Luipart

wieder mit Korkschnägeln bearbeitet. Sogar der Paukenrand hat ein Solo.

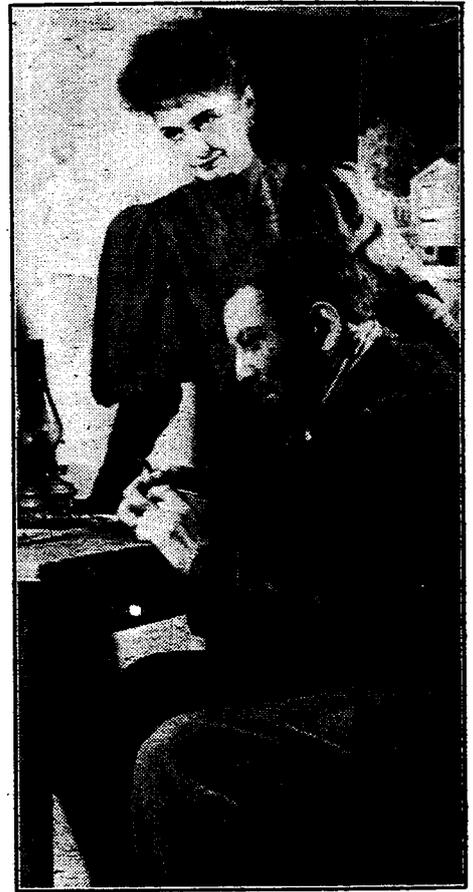
Henze will von der Großen Oper rein gar nichts mehr wissen. Das kann man nicht gut überhören. Wenn die Trompete zu einem schmetternden „Auf in den Kampf“ ansetzt, bleibt ihr das „Carmen“-Zitat rasch im Bläserohr stecken. Auch das berühmte „Fidelio“-Signal, hinter der Bühne zu blasen, wird sehr neutönend hineintrompetet. An einer anderen Stelle schwimmen „Alle meine Entlein“ recht mißgestimmt auf dem See.

Den meisten Spaß bereitet dem Komponisten und den Hörern ein Jazz von reinstem Wasser. Marcel Luipart, bis zum „Abraxas“-Skandal Ballettmeister und erster Solotänzer der Münchner Staatsoper, tanzt ihn mit aller Gliederfixigkeit des durch die klassische Ballettschule gegangenen Tanzsolisten.

Henze und Luipart steckten zwischen den Proben oft die Köpfe zusammen. In Henzes Schublade liegt noch unaufgeführt eine fix und fertige Partitur: „Variations“. Es ist ein Ballett: Variationen über die Grundformen des klassischen Balletts. Choreograph Ashton vom englischen Sadlers Wells Ballett hat das Stück angeregt.

In der Schublade liegt auch O'Neills Schauspiel „Emperor Jones“. Henze will daraus eine Oper machen. Das „Wundertheater“ war sein erster szenischer Versuch. Er sei gelungen, urteilten die Anwesenden. Willy Streckler, der allmächtige Chef des Schott-Verlages, ließ sich schon nach der Probe die Partitur bringen.

Sein strahlendstes Gesicht zeigte Komponistenvater Fortner. Er schreibt jetzt auch ein Ballett.



Großer Tag für den Friseur  
van Gogh: Kurt Haas (mit Leonië Dielmann)

## THEATER

### Kunstgeschichte sehr dramatisch

#### Ein Herr fiel in Ohnmacht

Der Theaterfriseur hatte einen großen Tag. Historisch beglaubigte Maler standen in lebens echter Maske auf der Bühne, im Stuttgarter Neuen Theater. Victor van Buren, Oberspielleiter in Saarbrücken, hatte sein buntes Spiel „Narren“ zur Uraufführung herexportiert.

Der Intendant des Neuen Theaters, Fred Schroer, gab damit den Stuttgartern sein Abschiedsgeschenk. Am 15. Juni wird die einst avantgardistische Bühne vom Staatstheater übernommen. Fred Schroer geht als Regisseur an Werner Fincks Mausefalle.

Victor van Buren hatte als Personal für seine „Narren“ aufgeboten, was von den späten französischen Impressionisten gut und teuer ist: van Gogh, Gauguin, Henry Rousseau, Paul Cézanne, Georges Seurat und Toulouse-Lautrec. Die Malerinnung wurde von August Strindberg literarisch verstärkt. Dessen Frau Maria ließ der Autor mit Gauguin ehebrechen.

Die Kollegen sofften, malten, liebten und beschimpften sich. Sie hauten sich ihre Bilder auf den Schädel. Ein großer Aufwand von Kopien ihrer Werke sollte das Milieu noch echter machen.

Es ging menschlich, allzumenschlich zu. Gauguin benahm sich, als sei er der Dreigroschenoper entlaufen und wurde bei allen Damen handgreiflich. Sein Vokabular bestand aus einer reichen Fülle von Kraftausdrücken.

Van Gogh hungerte, fror, wurde wahn-sinnig und schnitt sich historisch richtig das Ohr ab. Henry Rousseau sang wie ein zweiter Beckmesser eigene Gedichte. Toulouse-Lautrec humpelte an Krücken wie der Dialog.

berg gleich zweifache Uraufführung. Sein „Wiegenlied der Muttergottes“ nach Lope de Vega ist für Knabenchor und Kammerorchester gesetzt. Da der Heidelberger Knabenchor zur Zeit der Uraufführung gerade Singferien hatte, schrieb der junge Neutöner die Vokalpartie rasch für Sopran um.

Bei der Uraufführung seines „Wundertheaters“ klappte dagegen alles wie am Schnürchen. Das sollte es wohl: Henzes „Oper für Schauspieler“, nur für Sprechstimmen geschrieben, erinnert an die Form des Marionettentheaters.

Der Text stammt vom großen Cervantes. Es ist die alte, immer neue Geschichte vom Sieg der Spießermoral über die Wahrheit. Gaukler versprechen den Honoratioren einer Ortschaft „in Spanien und überall“ ein Wundertheater, das nur sehen kann, wer ehelich geboren und ein guter Christ ist.

Also sehen die Guten, was durchaus nicht zu sehen ist, sich selbst nach Vermögen behügend. Als ein Fremder kommt und die Genasführten zu Verstande bringen will, schlagen sie ihn und damit die Wahrheit tot.

Henze macht daraus einen Sketsch mit viel Hintersinn. Das Heidelberger Stadttheater machte daraus ein handfestes Spektakelstück mit viel Tendenz zu Zwerchfellreizung.

Die Musik dagegen schießt viel weniger nach dem Publikum. Es ist eine sehr feingliedrige Zwölftonkomposition. „So konzessionslos wie immer zuvor“, sagt der junge Neutöner selbst.

Wie an Fäden eines Puppentheaters werden einzelne Instrumente immer wieder solistisch hervorgezupft und wieder zurückgeschneit. Eine Trompete lärmt, das Cembalo silbert, und das Fell der großen Trommel wird mit Schwämm- und dann

Maria Strindberg techtelmechtelte mit versoffener Stimme. August Strindberg bewegte sich in der gemischten Gesellschaft mit der penetranten Nachsicht eines inneren Missionars. Er sah auch so aus.

Das Stück wirkte wie ein Tatsachenbericht, aber die Tatsachen stimmten nicht. Der Autor wollte als tragischen Hintergrund des turbulenten Geschehens die Qual des schöpferischen Menschen und den Unverstand der Zeitgenossen zeigen. Regisseur Fred Schroer, auf Effekt bedacht, nahm auch noch diesen Hintergrund weg. Vor der Aufführung ließ der Autor rasch an seine Bekannten Rollenbücher verteilen, damit sie sehen könnten, wie er es gemeint habe.

Der Regisseur ließ Rosemarie Kilian als Geliebte des wahn-sinnigen Malers beim Öffnen des Kästchens, in dem das abgeschnittene Ohr liegt, anderthalb Minuten alle Skalen des Geschreis durchproben. Der hervorragende Kurt Haas spielte den van Gogh so naturalistisch, daß bei den Wahn-sinnsszenen ein Herr in der fünften Reihe in Ohnmacht fiel. Hilfreiche Kritiker reichten nachbarlich das Fläschchen.

Die Theaterkrise zwingt in Stuttgart dazu, Premieren im Abonnement zu geben. Die Theatermieter freuten sich, so viele berühmte Künstler so menschlich zu sehen. Sie jubelten, wenn Henry Rousseau falsch sang und das Publikum die Bilder verkehrt herum betrachtete. Den meisten Besuchern aber schien das bunte Spiel zu bunt und das Angebot an Berühmtheiten peinlich zu sein.

Der Autor hat auf derselben Bühne Grillparzers „Medea“ meisterhaft inszeniert. Bei seinem eigenen Werk konnte ihn der freundliche Beifall nicht vor den Vorhang bringen. Das übliche Premierenabschlußbild: Autor und Regisseur Hand in Hand vor dem Vorhang — fiel aus.